Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 64 (1959-1960)
Heft: 7

Artikel: Bernisches
Autor: Röthlisberger, Blanca
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-316895

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bernisches

Von Blanca Röthlisberger

Sieht man vom Gurten aus Bern zu Füßen liegen, so muß man sich eingestehen, daß auch für diese Stadt der beklemmende Ausdruck vom Häusermeer, an sich eine tote Sache, Wirklichkeit geworden ist. Aus diesem starren Meer, das langsam die Landschaft in sich saugt und sie schon um viel Schönes geschmälert hat, erhebt sich der alte Stadthügel wie ein Riff, kühn und nicht zu vernichten, soweit er Natur ist. Kann aber, was daran Menschenwerk ist, auf Erhaltung durch Menschenkräfte rechnen? Trotz wechselvoller Zeiten ist dies bis heute gelungen; denn die Berner,

zäh und zuverlässig, hängen mit stolzer Treue an ihrer Stadt. Es bedarf nicht der Zeugnisse begeisterter Besucher, um sie das Besondere daran erfassen zu lehren. Das sehen und erleben sie ohnehin. Unter der «Stadt» ist für sie immer das alte, geschützt in der blauen Armbeuge der Aare liegende Bern gemeint. Die Vollendung dieses Bern als Kunstwerk einer Siedlung fiel mit einem geschichtlichen Zusammenbruch, dem «Übergang» vom 5. März 1798, zusammen.

Der Schlag war nicht tödlich. Bern erholte sich langsam wieder. Aber bedeutete für den alten Berner vor dem Übergang an die Franzosen die Stadt und ihre Entwicklung eine Einheit, so ist daraus seither ein Zweifaches geworden: der neue Berner hat konservativ und fortschrittlich zugleich zu sein, das Erste in der Erhaltung des ihm anvertrauten Gewesenen, das Zweite im Gegenwärtigen, das er aufbaut. Zum großen Glück haben sich bis heute immer Männer gefunden, welche mit Umsicht und Geschick dieser Doppelaufgabe gerecht geworden sind.

Wenn man mit schon ergrauten Haaren die Berner Lauben durchstreift, sich teils über die frische Jugend auf dem Bummel freut, teils über ihre Aufmachung den Kopf schüttelt, dann kommt man leicht darüber ins Grübeln, ob dieser neuzeitliche Nachwuchs ebenfalls fähig und willens sein werde, das Kleinod seiner Vaterstadt zu hüten und zu bewahren. Solche Fragen sind nicht müßig, und es wird wohl im Laufe der Zukunft immer schwieriger werden, sie mit einem klaren Ja zu beantworten.

Dabei liegt es, wenn solche Zweifel wach werden, viel weniger an den Menschen als am unmäßigen und unaufhaltsamen Wachstum der Stadt. Solange sämtliche Einwohner in ihren Gassen auf der Halbinsel Platz fanden, war die Bindung zwischen beiden ungefährdet und vollständig. Dann begann notgedrungen der Bau der Hochbrücken, die den Weg ins offene Gelände bahnten. Infolgedessen streckten und dehnten sich die Außenquartiere, bis sie ihrerseits zu eigentlichen Städten wurden. Die alte Stadt ist wohl noch der Kern des Ganzen. Tagsüber strotzt ihr Herz von gesundem Leben; aber nachts erlischt sein Pulsschlag fast ganz, weil Straße um Straße kaum bewohnt und Haus um Haus ohne Seele daliegt. Darüber täuscht der hellste Lichterglanz unter den Lauben nicht hinweg.

Abends streben die Menschen ihrer Quartierstadt zu, und langsam bildet sich dort ein neues Bewußtsein der Zugehörigkeit aus. Die Quartierkirche und die Quartierschulen werden so eindeutig zum Mittelpunkt, daß die Kinder vielfach im Stadtkern nichts mehr zu suchen haben und er ihnen daher nicht mehr von klein auf vertraut wird. Heimisch fühlt sich die Bevölkerung nur in ihrer nächsten Umgebung. Mit menschlichem Beharrungsvermögen hüten sich zum Beispiel die Länggäßler, ohne Zwangslage bei einem Umzug in den Spitalacker oder die Weißenbühler ins Kirchenfeld hinüberzuwechseln. Zunehmend wird auch von der Kirche, den Quartiervereinen oder politischen Parteigruppen dafür gesorgt, daß bildende Vorträge, Konzerte oder Kurse die Bewohner zusammenführen — und halten. Diese ganze Entwicklung beruht auf der Notwehr des Großstädters gegen die Vermassung, auf dem Behauptungswillen, sich in einem kleinen, überschaubaren Bereich zu Hause fühlen zu können. Als Ausfluß des erstarkten Quartiergeistes werden mit Vorliebe Chilbi genannte Quartierfeste veranstaltet, die bei aller harmlosen Vergnügtheit doch durchaus ernst genommen sein wollen.

Ihrerseits ist die Stadt gut beraten, daß sie das Volk bewußt zur Einheit zusammenzufassen sucht und in dieser Absicht in regelmäßiger Wiederholung ihre großen «Bernfeste» durchführt. Deren Wurzeln wachsen im geschichtlichen Bewußtsein. Als nämlich 1941 das Gedenkjahr der Stadtgründung (1191) und 1953 dasjenige des Beitritts von Bern zur Eidgenossenschaft (1353) zu großen Feiern Anlaß gab, ergriff eine Welle echter Begeisterung die gesamte Bevölkerung. Man beschloß, sich öfters frei von Alltagssorgen zusammenzufinden. Der Verkehr wird dann ausgesperrt. Die alten Gassen liegen in ihrer ganzen behäbigen Breite, die funkelnden Brunnen inmitten, vor den entzückten Augen des Berners, und er nimmt bedachtsam und doch unbeschwert Besitz von seiner Stadt, auch wenn ihm kein einziger Ziegel gehört. Am Zibelemärit wird sie zum Tummelplatz des Jungvolkes. Dieses versteht sich nicht weniger auf das Festefeiern als die Alten, scheut auch so wenig wie diese die mühevolle Arbeit der Vorbereitung und hat auf solche Weise die Mittel zum Bau des schönen neuen Jugendhauses im Marzili zusammengetragen.

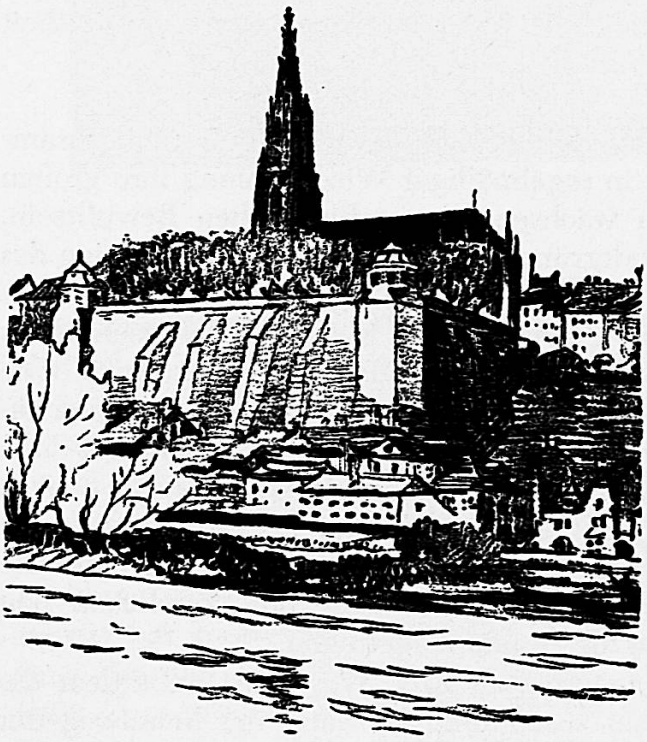
Feste allein ergeben jedoch keinen dauerhaften Kitt. Was führt außerdem die Jugend mit dem Leben auf der Halbinsel zusammen? Es kann der Schulweg der

Mittelschüler sein, die über die Brücken dem Gymnasium, den Seminarien oder andern Berufsschulen zustreben. Es kann der Unterricht im Konservatorium, wohl auch der Ruf der großen Konzerte, des Theaters oder anziehender Filme sein. Besondere Neigungen vom Jugendparlament bis zur Volkshochschule oder vom Tanzkurs bis zum geistlosen Vergnügen machen sich geltend. Nicht zuletzt verlangt ein tief im Berner Jüngling oder Mädchen verankertes Brauchtum, daß sie die «Loebecke» und die «Röhre» aufsuchen, sich somit fleißig im «Läubelen» üben müssen.

Gewiß lassen sie sich auch gerne herbei, wenn ihnen eine unaufdringliche Führung geboten wird, um mit ihrer Stadt gründlich vertraut zu werden. In erster Linie sollten die Eltern, sofern sie dazu nicht zu gleichgültig sind, dazu vorbestimmt sein. Aber wie so oft geht die Lehrerschaft freudig in dieser Aufgabe voran. Soll das Vorgehen den verschiedenen Altersstufen angepaßt sein, so ergibt sich fast von selbst ein vergnüglich buntes Verfahren, dem es nun etwas nachzuspüren gilt.

Die erste Berührung mit der Eigenart der Stadt entsteht schon unbewußt beim Kleinkind, wenn sein Wägelchen ohne Hast durch die belebten Lauben geschoben wird und sich vor seinen kugelrunden Augen die bunte Welt der Schaufenster auftut. Bald einmal können mit Bedacht die ersten starken Wurzeln der Heimatliebe in die jungen Herzen gesenkt werden. Was ist zunächst naheliegender als ein Gang zum Bärengraben, wenn es kleine Bären zu bewundern gibt? Nebenbei kann von der Burg Nydegg, von der aus die legendäre Bärenjagd über die bewaldete Halbinsel hinwegfegte, weiter von der ersten Fähre über die Aare und dem Fischerdörflein an der Matte erzählt werden. Daß zuerst gerodet werden mußte, bevor die Stadt erbaut werden konnte, wird der Bewunderung für diese Tat des Herzogs eine sehr eindrückliche Grundlage sein.

Ins Bärenkapitel gehört natürlich auch die Kunstuhr am Zeitglockenturm. Löwe, Hahn, Narr und König sind prächtige Zugaben, aber das Herrlichste daran ist doch der Umzug der kriegerisch aufgeputzten Bärchen. Man vergesse auch nicht, mit den Kleinen den Münsterplatz aufzusuchen, damit sie nicht Unwiederbringliches versäumen, wenn sie nie auf den schweren Ketten am Erlachdenkmal geschaukelt und nie versucht hätten, seine schwarzglänzenden Bronzebären zu erklettern.



Für den Münsterbau ist vorläufig kein Verständnis zu erwarten. Doch lohnt sich schon bei den kleinsten Schülern ein Gang über die Plattform. Sie werden über das Riesenmaß der Stützmauern, über die rauschenden Aareschwellen ehrwürdigen Alters und über die Weite des Aarebeckens staunen. Wie bei einem Abenteuer werden sie etwas beklommen die ausgetretenen gedeckten Treppen neben der Plattform hinuntersteigen, die Mauern von unten gesehen noch einmal so mächtig finden und nur bedauern, daß sie viel zu

spät geboren sind, um das Fischerdörflein an der Matte anzutreffen und noch Thuner Marktschiffe landen zu sehen, dem Ausladen der Ware und dem Handeln und Feilschen zuzuschauen. Und fehlt ihnen auch jeder Begriff vom Geldwert, so wird ihnen dennoch die Klage eines Batzenklemmers aus jener versunkenen Zeit großen Spaß machen: «O Mensch, faß den Gedanken, sechs Batzen gilt ds Pfund Anken!»

Bald einmal kann ein Rundgang zu den Berner Brunnen folgen. Für das Wasser sind alle Kinder zu haben, und staunend werden sie hören, daß zugedeckt inmitten der Gassen noch heute der flinke Stadtbach fließt, der während Hunderten von Jahren den Abfall der Stadt hinwegschwemmte. Und sie werden einen kleinen neidischen Stich verspüren, weil noch viele rüstige Berner am Leben sind, die ihn offen kannten und in waghalsigem Weitsprung darübersetzten, die Glücklichen. Von den Brunnenfiguren werden die vertrauten biblischen Gestalten, der feierliche Moses und der dunkelgelockte Simson mit dem weithin glänzenden goldenen Löwen, die bereitwilligste Aufnahme finden. Erzählt man dann noch, daß die Metzger zu ihren eigenen Ehren diesen Brunnen errichten durften, weil sie sich bei Laupen und Murten besonders tapfer geschlagen hatten, wird es die kindliche Phantasie lebhaft beschäftigen, daß die Wahl just auf den Simson und nicht einfach auf einen kräftigen Metzgergesellen gefallen ist. Eine arge Enttäuschung wird es absetzen, daß der Davidbrunnen bei der Heiliggeistkirche dem Verkehr weichen mußte, hatte doch der schlaue Knabe den Christoffel am nahen, ebenfalls sinnlos geopferten Turm zu seinem Goliath gemacht und ihn mit seiner Schleuder arg bedrängt. Ausgespielt ist Christoffels ergötzliche Doppelrolle. — Von den vielen weltlichen Brunnenfiguren wird auch manche ehrlich bewundert werden, zum Beispiel der Venner beim Rathaus, der Schütze oder die Anna Seiler wegen ihrer prächtigen Gewandung, der Dudelsackpfeifer wegen seines seltsamen Instrumentes und der lauschenden Gans und der Gerechtigkeitsbrunnen, weil dort ein Berner Schultheiß Nachbar von Kaiser, Papst und gar von einem Sultan sein darf. Niemand wird beim biederen Simson das Gruseln lernen, wohl aber beim Kindlifresser, und Jubel wird das Büblein erregen, dem die Flucht aus dem Sack des Ungeheuers gelingt.

Kinder hören immer gerne Geschichten. Warum sollte man ihnen Bern nicht auch mit solchen nahebringen, steckt die Stadt doch voll davon. Man muß sie nur zu finden wissen. Man «brichte» doch zum Beispiel von den verschiedenen Stadtgräben, in denen die Bären nacheinander Wohnung bezogen, und der Name Bärenplatz wird keine Rätsel mehr aufgeben. Man verschweige die Demütigung nicht, welche die Franzosen 1798 den besiegten Bernern durch das Wegführen ihrer Wappentiere zufügten, erzähle von deren glücklichen Rückkehr und zuletzt von ihrer hundertjährig gewordenen gegenwärtigen Unterkunft, der man in alter Treue wiederum die Form eines tiefen Grabens mit Badebecken und Klettertannen gab. Oder man gehe den Irrfahrten der Hirsche (Hirschengraben) nach, bis sie endlich in das lichte Dählhölzli einziehen durften.

Die verschiedenen Tortürme und die reizvolle Hauptwache geben Gelegenheit, von der Wachmannschaft, den Stadtsoldaten, und ihrem gemütlichen Dasein zu reden. Stand doch täglich nur ein Drittel der Truppe uniformiert im Dienst, während zwei Drittel ihrem eigentlichen Beruf als Handwerker nachgingen, bis sie nach zwei dienstfreien Tagen wieder zum Wachen an der Reihe waren. Dieser Dreitaktbetrieb war dem soldatischen Geist natürlich nicht förderlich, und als einmal die Truppe von einem Bäckermeister angeführt wurde, war auch schon der Übername «Wegglibuben» gefunden.

Zum Heil der Geschichtenerzähler haben die Berner Kleinmeister ihre Stadtansichten mit vorweggenommenen köstlichen Spitzwegfigürchen belebt. Da entdeckt man vornehme Gespanne, Milchkarren mit den schönen hölzernen Brenten und dem Bäri, der sie ziehen hilft, Steinhauer, Wachtsoldaten, Bogenschützen beim Üben und immer wieder förmliche Burgen aus prächtigen Holzzubern, von arbeitsfrohen, riesige Wäschen bewältigenden Frauen rund um die Stadtbrunnen aufgerichtet. Schmunzelnd sieht man auf einer Darstellung von 1814, daß damals noch auf dem verschlafenen Bärenplatz währschafte Bettsunneten veranstaltet wurden. Ja, noch bis in die 1880er Jahre, vor dem Bau der Kornhausbrücke, blieb die Grabenpromenade ein bevorzugter Platz zum Wäschehängen, zum Sonnen der Matratzen und zum Roßhaarrupfen. An der Brunngaßhalde hat sich sogar bis zum heutigen Tage die vor Regen und Schnee geschützte Waschanlage des Stettbrunnens erhalten.

Heute noch können Menschen von Fleisch und Blut ihren Enkeln berichten, daß ihr täglicher Treffpunkt das Ständli hieß und beim Zeitglocken lag. Sie haben sich mit dem ersten Dampftram vom Bärengraben durch die Stadt hinaufrütteln lassen, und zu ihren eindrücklichsten Erinnerungen gehört die Roßschwemme, jener stattliche Teich vor dem Burgerspital mit seinem Springbrunnen. Ihnen sind noch beim Eindunkeln die Laternenanzünder an der Arbeit begegnet. Sie haben das erste Gaslicht, die ersten Glühbirnen und natürlich auch die Einführung von Telefon und Telegraf erlebt. Die ersten Autos haben ihre Heiterkeit und Spottlust erregt, weil sie genau aussahen wie eine Kreuzung zwischen einem Bernerwägeli und einer schäbigen Kutsche, an der die Pferde vergessen worden waren. Die Spötter jedoch fuhren, wenn sie sich etwas Besonderes leisten wollten, in einem schönen Wagen vor die Stadt hinaus und in der Innern Enge zum Strübliessen vor.

Dies alles muß in den Ohren heutiger Kinder geradezu märchenhaft klingen. Die älteren unter ihnen werden aber doch gerne auch etwas größere Ansprüche an die Erzähler stellen. Da bieten die Straßennamen ein weiteres Mittel, ihnen etwas Stadtgeschichte nahezubringen. Hier genügen einige Beispiele. Der Bubenbergrain ist ein alter Zeuge dafür, daß die Bubenberg in seiner Nähe lebten, bevor sie verarmten und ihr Grundstück den von Erlach verkauften (Erlacherhof). Der Name Junkerngasse bürgerte sich ein, nachdem die Patrizier ihre unvergleichliche Wohnlage entdeckt und sich mit Vorliebe hier angesiedelt hatten. Kram- und Marktgasse dienten dem Handel und dem Marktwesen. Die Metzgergasse erinnert an die alte Schal, wo der Fleischverkauf stattfand. Von der Postgasse fuhren die Reisewagen der Familie Fischer von Reichenbach, welcher das bernische Postwesen unterstand, nach allen Richtungen aus. Die Zeughausgasse verdankt ihren Namen dem verschwundenen mächtigen Zeughaus. An der Spitalgasse stand das ehrwürdige Spital zum Heiligen Geist, das nach argem Zerfall im Burgerspital eine palastähnliche Auferstehung feierte. Dazu kommen die für die Stadtbefestigungen aufschlußreichen Bezeichnungen wie Langmauerweg, Bollwerk und alle, die etwas mit Schanzen oder Schänzli zu tun haben.

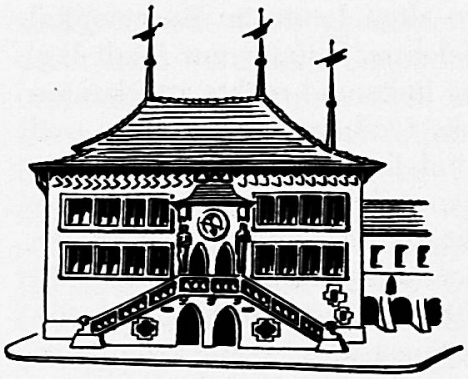
Die älteste Westmauer Berns ist an der Kreuzgasse zu suchen. Der Zeitglocken- und der Käfigturm bezeichnen die nächsten Meilensteine im Wachstum der Stadt. Ihre Nebentürme sind gefallen. Vom besonders weit gezogenen Mauerring mit dem prachtvollen Christoffelturm in der Mitte sowie von den benachbarten Türmen und Toren künden nur noch Bilder, die Namen Christoffel- und Aarbergergasse und Bollwerk. Verschwinden mußte auch der schöne Name «zwischen den Toren», als das

Murtentor, das den Durchgang durch die Schanzen freigehalten hatte, geschleift wurde. Zwischen den Toren siedelten die Berner ihre alten Leute im Burgerspital an, der im Grünen und zugleich an der westlichen, belebten Zufahrt zur Stadt lag.

Beim Zeitglocken- und beim Käfigturm senkten die links und rechts angebauten Häuserzeilen ursprünglich ihre Grundmauern bis in die Grabensohle hinunter, und alle ihre Haustüren lagen an den schmalen Gäßlein auf ihrer Ostseite. Unter dem heutigen Waisenhausplatz verbirgt sich der Dachnaglergraben. Der Name erinnert an die Zeit, da die Häuser noch mit Schindeln gedeckt wurden, und an den großen Brand von 1405, der wegen dieser Dächer ein verheerendes Ausmaß annahm. Mit dem Brandschutt wurden die nutzlos gewordenen Gräben zugeschüttet, und so entstanden die Plätze mit ihrer schmalgestreckten Form. Sonst aber wurde beim Wiederaufbau am Grundriß der Stadt nichts mehr geändert. Strenge Vorschriften sorgten dafür, daß fortan nur noch mit Ziegeln gedeckte Steinhäuser erbaut werden durften.

Wenige Jahre später (1421) begann die Errichtung des Münsters. Ihm ist ein gründlicher Besuch zu widmen. Seine gediegene Schönheit, die innen und außen zutage tritt, wird beim Ersteigen des Turmes auch im Tiefblick offenbar. Das schlanke Hochschiff ist dabei ganz besonders eindrucksvoll. Der junge Berner klettert, mächtig gespannt auf die seiner wartende Aussicht, zum erstenmal auf den hohen Turm. Von alten Stadtplänen und von Fliegeraufnahmen her ist er schon ziemlich im Bilde; aber nur in der Wirklichkeit wird ihm die Vollkommenheit der Stadtanlage ganz aufgehen. Er sieht, wie sie am Burghügel der Zähringer ansetzt, wie dann in unvergleichlich schönem Aufschwung die leicht gebogene Hauptgasse bis zum heutigen Bubenbergplatz hinaufführt und wie sich auf der breiter werdenden Halbinsel die Nebengassen dem mittleren Straßenzug angliedern. Nichts unterbricht diesen rhythmischen Fluß, kein Gebäude stellt sich störend in den Weg. Das Rathaus, ursprünglich ein Reihenhaus, fügt sich der Gassenflucht ein und erhält nur eben einen kleinen Platz, der dazu ausreicht, seine gedrungene Kraft zur Geltung zu bringen. Von oben betrachtet, wächst sein schwerer Dachstuhl zu stolzer Höhe empor. Beim Werden der Stadt brauchte auch auf keinen Kirchenbau Rücksicht genommen zu werden, da ja damals das kirchliche Zentrum für die ganze Gegend bei den Augustiner Chorherren in Köniz lag und sich nur ein bescheidenes Kirchlein nahe der Kreuzgasse erhob. Als dann das Münster gebaut wurde, stand die Stadtanlage schon unverrückbar fest, und es ordnete sich ihr restlos ein.

Nach diesem Augenschein von hoher Warte aus ist nun der Augenblick für einen ergänzenden Besuch im historischen Museum gekommen. Dort vermittelt nämlich seit 1953 das prächtige, wahrheitsgetreu hergestellte Relief des alten Bern dem forschenden Betrachter ein geradezu festliches Erlebnis. Er entdeckt alles, was seither an Bauwerken geopfert wurde: die zahlreichen Türme und Stadttore, das Zeughaus, die alten Kasernen, die Münze und in ihrer Nachbarschaft das schöne Inselspital, die vom Casino verdrängte Hochschule, das alte historische Museum und anderes mehr. Das langgedehnte Bollwerk und als letzte Verteidigungslinie die Schanzen aus dem 17. Jahrhundert bieten jeder Gefahr aus dem Westen trotzig die Stirne. — Die Stadt liegt noch ganz im Grünen. Die Landschaft behauptet sich bis an das Aareufer heran. Die prachtvollen Alleen strahlen nach verschiedenen Richtungen aus. Landsitze werden erkennbar und zeugen davon, daß die Berner besonders eng mit dem Land verbunden waren, wirkten doch sehr viele von ihnen den Sommer über als Musterlandwirte auf ihren Gütern.



Das Geschlossene des Stadtbildes, das den vielen Neubauten des 18. Jahrhunderts zu verdanken ist, tritt im Modell in seiner ganzen Eindrücklichkeit zutage. Die Baulust der Berner hatte sich, gezügelt durch ihre Genügsamkeit und ihr sparsames Haushalten, derart aufgestaut, daß sie endlich unaufhaltsam durchbrach, angefacht auch von der Bern wesensgemäßen Vornehmheit von Barock und Rokoko. Was entstand da allein an schönen Bauten, die dem öffentlichen Wohl zu dienen hatten: das Kornhaus, Burgerspital und Heiliggeistkirche, das Waisenhaus, das zierliche *Rathaus* zum äußern Stand, das Stiftgebäude, die Hauptwache, das Hôtel de Musique, die Stadtbibliothek, um nur das Erhaltene aufzuzählen. Sie dienten vielfältigen Zwecken, und mannigfaltig war der Ideenreichtum ihrer Erbauer, allen voran Niklaus Schildknecht und Nikolaus Sprüngli.

Das Baufieber erfaßte auch die einzelnen Familien, und ob sie nun förmliche Wohnpaläste wie den Erlacherhof, das Diesbach-, das Tscharnerhaus oder einfachere Reihenhäuser errichteten, nie ließen sie sich zum Großtun und Auftrumpfen hinreißen. Überall herrscht nach außen hin eine auch heute noch wohltuende gediegene Zurückhaltung. Der Reichtum wurde höchstens im Innern, wo er keinen Neid erregen konnte, frei entfaltet.

Mehrere der standesbewußten Männer dieser ungewöhnlichen Zeit lernt man beim Hinabsteigen zum Stadtmodell in Bildnissen kennen. Ist man zuerst vielleicht fast achtlos an ihnen vorbeigegangen, so wird man sie sicher als Vertreter wichtiger Geschlechter beim Zurückkommen eingehend betrachten. Nicht vergessen seien auch die in der Stadtbibliothek aufbewahrten Bildnisse von bernischen Schultheißen und natürlich ebensowenig die Bücher Rudolf von Tavels, in denen diese ganze reiche Zeit mit ihrem Licht und ihren Schatten eingefangen ist.

Das sind nun schon Eindrücke und Erlebnisse, welche den reifen Jugendlichen gemäß sind. Haben diese erst einmal entdeckt, wie hoch Dichter und Maler als Führer einzuschätzen sind, so wird ihnen vielleicht gerade ein Meisterwerk wie Tavels «Meischter und Ritter» Ansporn sein, auch in weit zurückliegenden Zeiten nach Künstlern zu suchen, deren bildlicher Aussage Vertrauen zu schenken ist.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts schuf Werkmeister Erhard Küng mit seinem Gehilfen Meister Albrecht die Skulpturen am Mittelportal des Münsters. Von Küngs Hand stammen die zeitgemäß gewandeten Gestalten der zehn Jungfrauen, der Königin von Saba, dann der Seligen (geistliche und weltliche Stände, darunter Schultheiß und Venner von Bern). Wichtig ist ferner Küngs Selbstbildnis. Als Freifigur blickt er vom Werkmeisterpfeiler zunächst dem Münsterchor gegen die Kreuzgasse, doch merkwürdigerweise nicht seinem Berufe gemäß, sondern als Krieger gekleidet. Ein Erlebnis von besonderer Bedeutung muß ihn dazu bewogen haben, und dieses ist bekannt: Küng war 1476 unter Adrian von Bubenberg Geschützmeister im belagerten Murten, und so hat sich ein Nachglanz jener heldenhaften Tage unerwartet an dieser Stelle erhalten.

Ein Zeitgenosse Küngs war der Berner Nelkenmeister, unter dessen Bildtafeln eine besonders aufschlußreich ist, obwohl sie mit der Predigt des Johannes vor König Herodes einen fernen Stoff behandelt. Doch scheint allerhand Zeitgenössi-

sches hineingeraten zu sein, angefangen bei der undurchsichtigen, überzüchteten Gestalt der Salome mit ihrem Schoßhündchen. Im Gegensatz zu ihr wirkt das königliche Gesinde mehr als bescheiden, so als ob es aus dem ärmlichen Pächterhaus irgendeines kleinen Landsitzes herbefohlen worden wäre, um zusammen mit dem Hofnarren wenigstens den Anschein eines Hofstaates zu erwecken.

Das Berner Kunstmuseum hütet als Kostbarkeiten zahlreiche Tafeln von Niklaus Manuel (1484—1530). Als karge Überbleibsel seiner bedeutenden und umfangreichen Bildniskunst erregen natürlich zwei Brustbilder eines jungen Mannes und eines Ritters (Kaspar von Mülinen) sowie sein spätes Selbstbildnis die besondere Aufmerksamkeit. Manuel hat in seinem Totentanz «ganz Bern» gemalt, dienten ihm doch die Stifter der einzelnen Bildfelder zugleich als Modelle für die dargestellten Standesfiguren. Abgesehen von Kopien im Kleinformat ist diese ganze reiche Welt verlorengegangen. Aber die zum Tanz Gezwungenen waren in ihrer Ausführung gewiß den beiden prachtvollen Heiligen vom Grandson-Altar, Barbara und Achatius, ähnlich, und diese können füglich als Vertreter eines adeligen Berner Paares gelten. Weiter ist der heilige Lukas (Selbstbildnis) wie ein zeitgenössischer Maler in seiner Werkstatt tätig. Die bei der Geburt der Maria um die heilige Anna bemühten Frauen und die beim heiligen Antonius Heilung suchenden Kranken mit ihren Begleitern geben dazu die Ergänzung bürgerlicher Menschen. — Die letzte Erwerbung eines Manuel-Bildes betrifft die packende Bekehrung des Paulus. Hier handelt es sich um einen durch den Sturz des Anführers in Unordnung geratenen Reitertrupp vornehmer Krieger. Wie manchen ähnlichen Vorgang mag Manuel auf den Kriegszügen in Oberitalien mit eigenen Augen gesehen haben?

Derart ist vom Mittelalter bis zur Neuzeit durch das Zeugnis von Künstlern für eine lückenlose Folge der Anschauung gesorgt. Die jungen Gymnasiasten haben das besondere Glück, dank der Meisterhand Cuno Amiets in ihrer Aula Männer wie Jakob Stämpfli, Fellenberg, Gotthelf, Theodor Kocher und Ferdinand Hodler in ihrer ausgeprägten Persönlichkeit kennenzulernen.

Bern ist nicht nur die warm verehrte Vaterstadt, sondern auch Bundesstadt. Auf die Frage, was sie ihnen in dieser Beziehung bedeute, werden nicht eben zahlreiche Berner und vor allem wenige Jugendliche mit «viel» antworten. Sie finden es selbstverständlich, daß eine so stolze, dazu günstig gelegene und mehr oder weniger zweisprachige Stadt zu dieser Ehre gekommen ist. Bern hat dem Bund großzügig ein weites Grundstück an seiner bevorzugten Südseite zur Verfügung gestellt und hat sogar zu diesem Zweck das Inselspital niederlegen lassen. Weil die Bundesgebäude zu einer Zeit erstellt wurden, da man nichts Höheres kannte, als die Renaissance wiedererstehen zu lassen, ist damit etwas völlig Abseitiges ins Stadtbild geraten. Wenn die Berner die Aare hinunterschwimmen, von wo aus sie den freiesten Blick auf die drei Bundeshäuser und Muße zum Betrachten haben, nehmen sie diese Fremdlinge mit Gleichmut hin, und damit leisten sie eigentlich schon Wesentliches an freundeidgenössischer Gesinnung.

Auch den Zuzug zahlreicher Beamtenfamilien aus allen Kantonen finden sie ganz in Ordnung, obwohl sie dabei Gefahr laufen, immer mehr Schaden an ihrem unverfälschten Berndeutsch zu nehmen. Den Bernern ist nämlich der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie, ganz im Gegensatz zu den übrigen Deutschschweizern, für Sprachkrankheiten sehr anfällig und imstande sind, ihren Dialekt zu verleugnen. Weil zum Beispiel das heimelige berndeutsche «Ihr» in Ostschweizer Ohren merkwürdigerweise zu derb klingt, wird es beflissen immer allgemeiner durch das ver-

bindliche, aber dem Sprachgeist völlig zuwiderlaufende «Sie» ersetzt. Zahlreich sind die aus solch falscher Anpassung angenommenen Wörter; man kann da in den Geschäften und auf der Straße allerhand Unmögliches anhören müssen.

Sprachbewußte Berner kämpfen seit Otto von Greyerz verbissen gegen diese beklagenswerte Verarmung ihres Dialektes, obwohl dieses Bemühen immer mehr einem Rückzugsgefecht ähnlich sieht als einem erfolgreichen Standhalten. Die Sprachverflachung wird wie das Wachstum der Stadt weiter um sich greifen. Umsomehr gilt es, mit starkem Wollen und ohne Nachlassen des Eifers das Gewissen der Jugend zu schärfen, wo es um die Unverletzlichkeit ihrer Vaterstadt geht. Das junge Bern soll sich seinen Vorfahren gegenüber aus Ehrgefühl zur Wahrung des Übernommenen für verpflichtet halten. Von Generation zu Generation bereit zu sein, dieses Vermächtnis weiterzugeben, drückt nichts schöner aus als das edle Losungswort von Tavels, das er selber vorgelebt hat: «Servir et disparaître».

Warte mueß me chönne, seit der Bärner

Auf vielseitigen Wunsch haben wir aus der Berner-Nummer des Jahres 1954 den besinnlichen Artikel «Warte mueß me chönne, seit der Bärner» von Jeanne Bonjour übernommen. Wir sind gewiß, daß dieser warmherzige Beitrag der gütigen, letztes Jahr verstorbenen Kollegin gerne nochmals gelesen wird.

Es isch no nid lang här, han i e Brief übercho. Dert inne syn es paar Wort gstande, wo mi packt hei und mi hei la nachesinne:

Nid eso rönne!
Wenn's pressiert, mueß ma langsam gah.
Halt e chly! Warte mueß me chönne,
we me wott jungi Tube ha!
Johann Howald

Ja, warte mueß me chönne und nid eso rönne! Wi vil Läbeserfahrung und Wysheit ligen i der bsinnliche Haltung, wi vil geischtigi Ryffi und Überlägeheit, und vor allem uus, wi vil Liebi und Gmüet! «Warte chönne», heißt das nid o, glouben und Geduld ha — erwarme und wachse la? Wird's eim nid wohl derby, und schießt eim da nid ds Bluet ewig jung und früsch us em Härzboden use?

Warte chönne und nid rönne, oder: Nume nid gsprängt, aber geng hü! Wenn men üsem alte Wahrspruch nachelost und em Sinn nachegeit, de gspürt me, wi hinder dene Wort ds Wäsen und ds Läbe vom Bärner und sym Volk stande. Verwurzlet isch die Bärnerart i üsem Bode, i üsem Geischt und Gmüet, verwurzlet o i üser Sprach, wo guethärzig cha töne wi nes alts Chilcheglüt, de aber o cha tätsche wie nes Fueder grobs Grien. Mir wei lose, was der Ruedolf von Tavel seit: «Bärndütsch — ja, es tönt ruuch i den Ohre. Das isch wahr! Aber es isch o eini vo de Forces vo de Bärner. Es git gwüß i der ganze Wält keis Volk, wo sech under sich so guet versteit, wo so dütlech und vo Härz zu Härz mitenander cha rede, ohne daß die Frömde 's verstande. *Das* het se zsäme, *das* macht se zu mene Volk!»